

Ehrenrettung für deutsche Pianisten



Ingolstadt (DK) Was waren das für Zeiten, als ein Walter Giesecking, ein Wilhelm Backhaus, ein Edwin Fischer und ein Wilhelm Kempf noch lebten und auf den bedeutenden Podien dieser Welt gefeiert wurden. Aus und vorbei. Diese Ära ist längst vergangen, international erfolgreiche Klaviertitanen aus

Deutschland sind Mangelware.

Woran liegt das? Spielen deutsche Klaviervirtuosen schlechter als zum Beispiel österreichische? In dem kleinen Bergland, der Heimat von Alfred Brendel und Rudolf Buchbinder, tummeln sich die berühmten Klavierspieler nur so. Oder werden deutsche Pianisten einfach nur verkannt? Sind die hiesigen Tastenkünstler vielleicht viel besser als ihr Ruf.

Beim Konzertverein Ingolstadt konnte man jetzt drei noch relativ junge Pianisten hören, die alle den großen internationalen Durchbruch (noch) nicht geschafft haben, obwohl sie schon achtbare Preise und Erfolge auf internationalen Konzertpodien vorzuweisen haben. Sie gehören zur deutschen Klavierelite und sind doch auch dem Musikkenner nur selten bekannt.

Um es vorwegzunehmen: Die drei Künstler spielten Staunen erregend im Ingolstädter Festsaal. Nichts, wirklich nichts unterscheidet sie von den Stars der Klavierkunst, von Lang Lang bis Jewgeni Kissin, von Ivo Pogorelich bis Mauricio Pollini. Den Deutschen fehlte offensichtlich nur eins, um ganz groß herauszukommen: ein Quäntchen Glück.

Im Mittelpunkt des Programms standen durchweg Standardwerke des klassischen Repertoires: Sonaten von Beethoven und Chopin sowie beliebte Virtuosenreißer. Oliver Kern, der den schwierigen Anfang des Konzerts machte, hatte sich sogar zwei Sonaten des deutschen Klassikers vorgenommen. Eigentlich ist es schwierig, bei so einseitiger Kost zu glänzen. Aber Kern machte seine Sache so überzeugend, dass man an eine Steigerung der künstlerischen Qualität des Konzerts kaum mehr glauben mochte.

Oliver Kern ist zweifellos der musikalische Poet des Abends. Er denkt sich seinen Beethoven vom Ewigkeitsrausch der Romantik her. Die Sonate F-Dur op. 54 zelebrierte er wie ein Spätwerk mit schwankender Agogik und höchst klangsensiblen Anschlagsnuancen. Er war – zumal in den langsamen Anfangstakten – ein Forscher auf der Suche nach dem Tiefsinn zwischen den Noten, der immer wieder in Grenzbereiche vordrang, Anschläge nahe der Unhörbarkeit generierte, plötzliche Verlangsamungen bis zum absoluten Stillstand. Ein transzendenter Beethoven entstand, dessen Zauber im Bereich des kaum mehr Wahrnehmbaren lag. Der strenge Aufbau, etwa der berühmten "Appassionata"-Sonate, trat da ein wenig in den Hintergrund. Am Ende zeigte Kern noch mit einer Zugabe, dass auch ein Virtuose in ihm steckt. Er spielte die höllisch schwere Toccata aus Ravels "Le Tombeau de Couperin" höchst fingerfertig und zugleich mit duftiger Anschlagsraffinesse.

Viel irdischer gestaltete der zweite Pianist des Abends sein Programm: Joseph Moog, ein erst 20-jähriger Schüler von Bernd Glemser, hatte sich die h-Moll-Sonate von Frédéric Chopin vorgenommen, die er kraftvoll, mit sicherem Anschlag meisterte, ohne allerdings je in besonders tiefgründige musikalische Regionen vorzudringen. Moog bezauberte besonders durch die Ruhe, mit der er das langsame Thema des Kopfsatzes sich entfalten ließ, durch die makellosen Läufe des Scherzos sowie den Furor des Finalsatzes. Aber seine Tendenz, allein die Melodiestimme der rechten Hand zu betonen, wirkte auf die Dauer ermüdend – auch bei Mili Balakirews "Islamey".

Nach der Pause im überlangen Konzert trat Ingo Dannhorn auf – der vielleicht reifste Interpret unter den drei vorzüglichen Klaviervirtuosen. Mit Beethovens "Sturm-Sonate" hatte er sich eigentlich ein fast schon romantisch-rhapsodisches Werk herausgesucht. Dannhorn jedoch betonte die klassische Strenge der Satzstruktur. Souverän formte er die großen Linien des Kopfsatzes, begrenzte die Ritardandi auf ein Mindestmaß, erlaubte sich so gut wie keine subjektiven Schnörkel, die die Statik des Satzes erschüttert hätten. Erst im Adagio und im Allegretto funkelte Dannhorns Sinn für Melos, für musikalischen Witz auf. Diese Deutung hatte Größe und Magie wie kaum eine andere Interpretation an diesem Abend. Nach einer Chopin-Ballade (g-Moll) voller effektvoller Kraftentfaltung dann das vielleicht schwierigste Stück des Konzerts: Adolf Schulz-Evlers Konzertarabesken über "Die schöne blaue Donau". Dannhorn ließ die walzselige Melodiestimme elegant umfließen von perlenden Läufen, springflutartigen Tonbewegungen, wellenförmigen Terzkaskaden: wunderbare musikalische Wasserspiele, die das Publikum mit stürmischem Beifall feierte. *Von Jesko Schulze-Reimpell*